

Blätter

für

Unterhaltung und Belehrung.

Verlag der Buchdruckerei G. Weidenbach in Dillenburg.

Nº 22.

Gratis-Beilage zur Zeitung für das Pflkthal.

1916.

Die Kubanerin.

Roman von Horst Bodemer.

(Fortsetzung.)

Der Senator Lütteking sprach am Abend mit Fred über seine Vermutungen. „Geh in den nächsten Tagen öfters auf einen Sprung zu Vira. Zeig, daß du ein Diplomat bist, frag harmlos und zieh ihr die Würmer aus der Nase.“

Aber das wollte Fred Lütteking nicht gelingen, so große Mühe er sich auch gab. Sie durchschaute ihn. Und weil ihre Aufregung von Tag zu Tag wuchs, ließ sie schließlich ihrem Vetter herausfagen, sie fühle sich nicht wohl und könne ihn leider nicht empfangen.

Endlich kam dann die ersehnte Nachricht. Ihr Herz hämmerte, wie sie den Brief in der Hand hielt, als berge der Inhalt die Entscheidung für ihre ganze Zukunft. Der Atem ging ihr schwer, die Hand zitterte, als sie den Umschlag öffnete. Und während sie las, schlugen ihre Zähne gegeneinander.

Schwarz auf weiß stand da: „Herr v. Polgar interessiert sich sehr für ein Fräulein Franziska Vrecht, die in der Familie des Majors Werkmeister lebt, eine nahe, aber arme Verwandte von großer Schönheit —“

Da fuhr sie von ihrem Stuhle auf wie eine Kugel. Die Lippen zusammengepreßt, mit funkelnden Augen, die Häufte geballt, stand sie da. Die Wut zischte durch ihre Zähne. So also sah seine große Liebe aus?

Sprechen mußte sie Polgar — plötzlich mußte sie vor ihm stehen, und dann —

Die Röte schoß ihr ins Gesicht. Ach was, hier handelte es sich um ihr Lebensglück, das sie in ihrer Verblendung vor ein paar Monaten nicht hatte erkennen können.

Am Nachmittag schon fuhr sie mit ihrer Jose nach Berlin. Ein Plan braute sich in ihrem Kopfe zusammen. Es war ein verwegenes Spiel, aber es mußte durchgeführt werden mit aller Energie — und wenn es Hunderttausende kostete!

* * *

Der Landwirtschaftsminister war mit seiner Frau aus der Kirche gekommen und hatte dem Hausmeister Befehl gegeben, Besuchern mitzuteilen, daß die Herrschaften heute nicht empfangen.

Erzellenz Polgar war sehr abgespannt. Der Gesetzesentwurf war immer noch nicht unter

Dach und Fach, alle Versuche, in der Kommission zu einer Verständigung zu kommen, waren verschiedene Male im letzten Augenblicke gescheitert. Und allerhöchsten Ortes legte man viel Wert auf das Zustandekommen. Das schlimmste war, daß die Parteien selbst sich nicht einig waren. Dadurch wurden die Verhandlungen sehr erschwert. Wieder einmal war die Karte in den letzten Tagen gründlich verfahren worden. In der Presse wurde der Streit immer heftiger, dadurch sanken die Aussichten auf ein leidliches Kompromiß immer tiefer. Und wagte die Regierung die Abstimmung im Plenum, so konnte der Entwurf angenommen oder verworfen werden mit ganz wenigen Stimmen Mehrheit.

Der Diener brachte auf silbernem Tablett eine Visitenkarte.

„Johann, ich habe doch befohlen, daß niemand angenommen wird!“

„Erzellenz, es ist ein Regimentskamerad des Herrn Oberleutnant. Er ließ sich nicht abweisen.“

Da war sicher etwas vorgekommen. Der Minister griff nach der Karte, las und sagte dann ruhig zu seiner Frau: „Rysfelmann. Josias' Schwadronsführer und sein Freund, wie er uns schrieb. — Also, wir lassen bitten, Johann.“

Als der Diener gegangen war, drückte Frau v. Polgar die Hand auf die Brust. „Um Gottes willen —“

„Nun, nun, warten wir ab, und zeig, bitte, keine Nerven.“

Mit ausgestreckter Hand ging der Minister Rysfelmann entgegen, der sich an der Tür tief verneigte.

„Seien Sie uns willkommen, Herr Oberleutnant, und haben Sie Dank für die Freundschaft, die Sie unserem Sohne angedeihen lassen. Flüchtig haben wir uns ja schon früher einmal kennen gelernt.“

Rysfelmann küßte Frau v. Polgar die Hand. Man nahm Platz, und der Offizier sagte sofort, warum er gekommen sei, schilderte sehr ausführlich das

Werkmeisterische Haus und schloß mit den Worten: „Ich glaube nicht, daß die Entscheidung noch lange auf sich warten lassen wird, und da ich, allerdings ohne meinen Willen, nicht ganz unbeteiligt an der Entwicklung der Dinge bin, habe ich es für meine Pflicht gehalten, den Herrschaften beizeiten reinen Wein einzuschenken. In meiner Absicht hatte es nur gelegen, meinem Kameraden über die erste schwere Zeit hinwegzuhelfen, ihn auf andere Gedanken zu bringen, einzugewöhnen in die neuen Verhältnisse.“

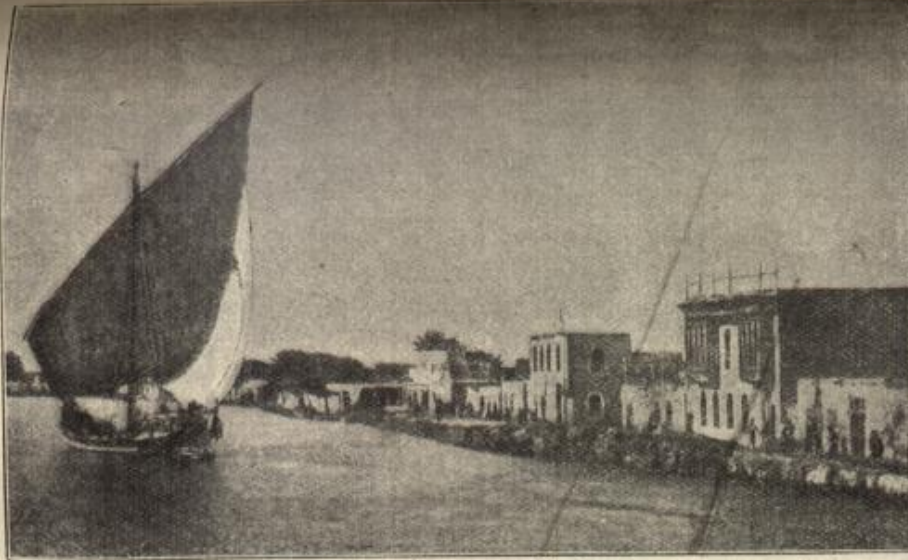


Ein indischer Fürst mit seinem Stabe nimmt Abschied von französischen und englischen Offizieren beim Verlassen des westlichen Kriegsschauplatzes.

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Zu unseren Bildern.

Von der russischen Offensive im litauischen Seengebiet. — Es war eine Folge des deutschen Angriffs auf Verdun, daß die Russen die seit langem angekündigte große Frühjahrsoffensive zur Entlastung der schwer bedrängten Franzosen früher, als beabsichtigt gewesen war, ansetzten. Aber nicht einmal diese Entlastung erreichten sie, denn die Truppen Hindenburgs waren imstande, ohne jegliche weitere Unterstützung dem russischen Ansturm standzuhalten und ihre Stellungen, abgesehen von einer kleinen Einbuchtung an ungünstiger Frontstelle, sämtlich zu behaupten. Diese Früherlegung des Angriffs brachte ihn noch in die für jene Gebiete ungünstigste Jahreszeit der Schneeschmelze hinein. Tauwetter und die dadurch hervorgerufene Überschwemmung des sumpfigen Landschaftsgebietes zwangen denn auch die Russen, wie sie offiziell angaben, Ende März die Offensive zunächst einzustellen. Im Gebiet des Poljesja und in großen Teilen Wolhyniens, sowie im litauischen Seengebiet südlich von Dünaburg waren allerdings größere Unternehmungen zu jener Zeit stark erschwert. Kleine Bäche waren zu breiten Strömen geworden, und in der völlig flachen Gegend verliefen sich die Wassermassen nur langsam und träge und durchfeuchteten den Boden weit hin. Die Schützengräben in dem durchweichten Gelände, in denen die deutschen Soldaten unentwegt ausbielten, waren über einen halben Meter mit dem eiligen Wasser gefüllt. Aber das alles war nur an einem verhältnismäßig nicht großen Teil der russischen Nordfront. Die ungeheuren Verluste — etwa 200 000 Mann — der gewaltige Verbrauch an Munition und anderem Material, den die Dünaschlacht die Russen gekostet hatte, wurden durch keinen Erfolg gerechtfertigt. Hier lag die tiefere Ursache für das Aufgeben der russischen Offensive, die nicht nur im Sumpf, sondern mehr noch im Blute erstickt ist.



Kut el Amara am Tigris.
Phot. H. Sennede, Berlin.

dem Fahrbanne beieinander gestanden hätten. Weiter wurde ebenfalls noch an demselben Tage festgestellt, daß der Bankbote in den mislichsten Vermögensverhältnissen lebte und bei Handwerkern und Kaufleuten zahlreiche Schulden hatte. Diese geringen Verdachtsgründe genügten dem Kommissar, um den Boten und dessen Frau ständig überwachen zu lassen. Es geschah jedoch nichts Auffälliges. Der Bote versah seinen Dienst ruhig weiter.

So vergingen drei Wochen, und der freche Diebstahl war noch immer unaufgeklärt. Da meldete eines Tages einer der Kriminalbeamten, der mit der Überwachung der Frau des Bankboten betraut war, beim Abendrapport dem Kommissar, daß die Frau am Vormittag auf dem für ihren Stadtteil zuständigen Amts-

gericht dem Nachlaßrichter ihr und ihres Mannes gemeinsames Testament im geschlossenen Umschlag zur Aufbewahrung übergeben habe. Und der Beamte wußte durch einige Bemerkungen die Sache in ein bedeutungsvolles Licht zu rücken. Die Leute besäßen doch nichts, worüber sie testieren könnten, höchstens Schulden, meinte er. Immerhin läge die Möglichkeit vor, daß in dem Umschlag sich nicht ein Testament, sondern vielleicht das geraubte Geld befände.

Am nächsten Vormittag suchte der Kommissar den betreffenden Richter auf. Dieser mußte zugeben, daß ihm die Größe des von der Frau überreichten Umschlages aufgefallen sei. Doch habe er dem weiter keine Bedeutung beigegeben. Als der Kommissar hierauf bat, den Umschlag sich einmal ansehen zu dürfen, schlug der Richter pflichtgemäß dieses Ansinnen ab. Bevor nicht schwerwiegende Beweise gegen die Deponenten des Testaments beigebracht würden, dürfe er die gerichtlich verwahrte Urkunde nicht hergeben.

Das verdächtige Ehepaar wurde einige Tage später vor den Nachlaßrichter geladen unter der Begründung, daß sie beide noch gemeinsam ein Protokoll über die Deponierung ihres Testaments zu unterzeichnen hätten. Im übrigen sei alles in Ordnung. Die Leute erschienen abnungslos zur festgesetzten Stunde im Zimmer des Nachlaßrichters, fanden dort aber außer diesem und dem Gerichtsschreiber noch den Kommissar vor, der ihnen sofort auf den Kopf zusagte, daß in dem Umschlag kein Testament sei, sondern die gestohlenen Tausendmarkscheine. Diese Verschuldigung kam dem Paare so unerwartet, daß es, wahrscheinlich in der Annahme, alles sei bereits entdeckt, blaß und zitternd ein unumwundenes Geständnis ablegte. [W. K.]

Mannigfaltiges.

Das Testament. — Der Bote eines großen Bankinstituts in H. wurde eines Vormittags mit einer Summe von dreißigtausend Mark von dem Hauptgeschäft nach einer der Filialen geschickt. Das Geld — es waren dreißig Tausendmarkscheine — trug er in einer verschlossenen Ledertasche bei sich. Eine halbe Stunde nach seinem Fortgang kehrte er jedoch in höchster Aufregung in das Hauptgeschäft zurück und erzählte, daß ihm ein Unbekannter in dem dunklen Flur seines Hauses, wohin er sich begeben habe, um seiner Frau das ihm am Morgen gezahlte Monatsgehalt auszuhändigen, auf dem Rückwege gestohlenen Pfeffer in das Geschäft geworfen und ihm dann die Ledertasche entrisSEN habe. Durch den Pfeffer sei er für Minuten des Augenlichts völlig beraubt worden, so daß erst auf seine Hilferufe Leute herbeieilten, die den flüchtigen Räuber jedoch nicht mehr einholen konnten.

Der Vorfall wurde sofort der Polizei gemeldet, die ungesäumt die Ermittlungen aufnahm. Da die Augen des Boten schwer entzündet waren und sich auch auf seinen Kleidern noch Reste des Pfeffers vorfanden, da ferner all seine anderen Angaben gleichfalls stimmten und auch eine sofort vorgenommene Hausdurchsuchung in seiner Wohnung ergebnislos blieb, so mußte man die anfängliche Annahme, der Bote habe die ganze Geschichte nur fingiert, bald fallen lassen — wenigstens stand dies in den Abendzeitungen zu lesen, die von der Kriminalpolizei absichtlich bereit unterrichtet worden waren.

In Wahrheit begab der mit der Untersuchung betraute Kommissar allerlei Zweifel. Gegenüber dem Hause, in dessen Treppenhalle die Verräuberung stattgefunden haben sollte, hatten nämlich gerade Leute eines Möbeltransportgeschäfts einen Wagen abgeladen. Diese versicherten, sie von Kriminalbeamten heimlich ausgeforscht wurden, daß sie in der fraglichen Zeit keinen Menschen besonders eilig jenes Haus hätten verlassen sehen, was einem oder dem anderen von ihnen sicherlich aufgefallen wäre, da sie, als die Hilferufe aus dem Hausflur ertönten, im Gespräch neben dem Möbelwagen mitten auf

Beim Arzt.



Arzt: Na, Max, streck mal deine Zunge raus — aber ganz.
Max: Aber das kann ich doch gar nicht, die ist doch hinten festgemacht!

Rätsel.

„Sie wollen zieh! Was haben Sie zu sagen?“
Die Hausfrau fragt. — „Ich will's der Gnade gen sagen: Die Arbeit ist ja reichlich hier bemessen, Doch desto knapper leider ist das Essen, Und ein s-zwei tue ich nur, was es nennt, Wenn man das erste Zeichen abgetrennt!“

Auflösung folgt in Nr. 23.

Homonyme Scherze.

1. „Ich kann ihnen nur — — —, wenn Sie sagen, daß man es — — — nicht ernst genug nehmen kann.“

2. „Der arme Mensch — — — mich, weil seine Verantwortlichkeit erfordern, darf man nur gewissenhafte Menschen — — —.“

Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösungen von Nr. 21:

der dreißigigen Scharade: armelig;
des Homonyms: Scharlach.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Theodor Senger in Stuttgart. Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

„Ich habe auch noch geschlafen, nachdem ich endlich wieder schlafen konnte. Ich habe auch noch geschlafen, nachdem ich endlich wieder schlafen konnte.“

„Ich habe auch noch geschlafen, nachdem ich endlich wieder schlafen konnte. Ich habe auch noch geschlafen, nachdem ich endlich wieder schlafen konnte.“

„Ich habe auch noch geschlafen, nachdem ich endlich wieder schlafen konnte. Ich habe auch noch geschlafen, nachdem ich endlich wieder schlafen konnte.“

„Ich habe auch noch geschlafen, nachdem ich endlich wieder schlafen konnte. Ich habe auch noch geschlafen, nachdem ich endlich wieder schlafen konnte.“

Ich nachdenklich vor sich hin. Er begriff seinen Stand nicht. Im Salopp taumelte man doch nicht von einem Bein in den anderen. Josias hätte er für tiefer veranlagt gehalten. „Das ist allerdings eine große Überwindung für uns,“ sagte er endlich. „Sie sagen ja das Loblied der jungen Dame in allen Tönen. — Der alten Dingen — unseren allerbekanntesten Dingen. Sie sind ein Kamerad nach meinem Herzen. Ein Unglück nur, daß ich jetzt vollkommen unablöslich bin.“

„Wenn ich hier wäre!“ unterbrach Frau v. Folger ihren Mann. Der wachte sich doch mit der Hand ab. „Weiß, mein Herr, das wollen wir lieber lassen. Wäre es von deiner rührend guten Art sich nicht dazu geschaffen, solche Dinge in einem erschrecklichen Ende zu führen. — Es muß Zeit gewesen sein, Herr Oberleutnant — mindestens vierzehn Tage, dann kann ich mir denken, was Sie selbst einmal nach dem Nochten sehen. Haben Sie genügend Einsicht auf meinen Fall, um ihn so lange an der Hand zu halten?“

Kesselmann legte die Schultern hoch. „Erstellen, wenn die Thronfolgerin nicht!“

„Wer ich will nicht unversucht lassen.“

„Ich habe keinen Will ich selbst. Ich werde meinen Beitrag leisten, was ich geben kann. Er wird schließlich auf den Gedanken kommen, daß es durch Sie geht, denn man hat doch keine Bekannten und den Götterdienst. Ich werde meinen Beitrag leisten, was ich geben kann. Er wird schließlich auf den Gedanken kommen, daß es durch Sie geht, denn man hat doch keine Bekannten und den Götterdienst.“



Nach einer Originalzeichnung von Alfred Rodeff.

Die Fahrt nach Berlin lag Kesselmann geblüht in den Knochen. Sonntagabend ja Sonntag nach war er durchgefahen und Sonntag ja Montag nach auch. Früh um halb sieben war er wieder in seiner Garnison gelandet, hatte sich umgezogen, gefrühstückt und war dann sofort zum Dienst gegangen. Aber der fehlende Schlaf machte sich nachher doch geltend.

„Ich hätte gern gehen wollen. Herr Major, wenn ich so verbannt um eine kurze Ausrede hätte dürfen.“

„Herr Major können beruhigt sein. Am liebsten würde ich heute...

„Ich möchte nur nach Berlin auf ein paar Stunden zur Besichtigung gehen.“

„Herr Major, es handelt sich wahrhaftig da um einen Kriegszug auf ganz eigene Faust. Der eigentliche das Ansehen...

Von der russischen Offensive im litauischen Grenzgebiet (S. 88).

Übertragung folgt.